

Wolfgang Pauli und die Schweiz

Autor(en): **Hauswirth, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **122 (2002)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wolfgang Pauli und die Schweiz

Am 25. April des Jahres 2000 feierte die ETH den 100. Geburtstag eines ihrer berühmtesten Gelehrten: des aus Wien stammenden Physik-Nobelpreisträgers Wolfgang Pauli. Bei dieser Gelegenheit sind auch zahlreiche Würdigungen erschienen, die verschiedene Aspekte seines Wirkens beleuchten. Der nachstehende Versuch befasst sich mit dem Verhältnis Paulis zur Schweiz und zu Zürich, namentlich zur Zeit des Zweiten Weltkrieges. Was dabei sichtbar werden soll: Spuren eines menschlichen Dramas und eine anrührende Liebe zu Zürich, aber auch mentale Verklemmungen im behördlichen Milieu (die uns heute noch Mühe bereiten).

In der wissenschaftlichen Biographie des genialen Physikers fällt eine Seltsamkeit auf: die Treue zu seiner ersten und einzigen ordentlichen Professur, eben an der ETH in Zürich. Das ist aus zwei Gründen nicht selbstverständlich: 1. Wissenschaftler von internationalem Ruf und namentlich Nobelpreisträger erhalten in der Regel attraktive Angebote von besonders renommierten und zahlungskräftigen Hochschulen und Forschungsstätten. 2. Paulis Verhältnis zu seinem Arbeitgeber war zeitweise sehr problematisch. Die eidgenössische Fremdenpolizei und die Leitungsorgane der Eidgenössischen Technischen Hochschule haben ihn in den Jahren des Zweiten Weltkrieges mit unglaublicher Kleinlichkeit behandelt, um nicht zu sagen schikaniert, so dass sie selber es bei Kriegsende für selbstverständlich hielten, Pauli würde die ehrenvolle Berufung zum Nachfolger Einsteins in Princeton annehmen und in den USA bleiben, wo er während des Krieges gelebt hatte.

Die Vorgänger Paulis an der ETH und an der Universität (Einstein, von Laue, Schrödinger, Debye – alle vier spätere Nobelpreisträger) waren nur wenige Jahre auf ihren Posten geblieben, dann hatten Hochschulen mit finanziell und institutionell grösseren Möglichkeiten sie abgeworben. Immerhin war durch das Wirken dieser Kollegen ein Umkreis von Interessierten entstanden, wo der im Jahre 1928 neuernannte Ordinarius für theoretische Physik (vorher Dozent in Hamburg) dankbare Gesprächspartner und Hörer finden mochte. Wichtig war sodann, dass Pauli es fertigbrachte, bei der Anstellung von Assistenten stets die Leute seiner Wahl durchzubringen, auch wenn in den Krisenjahren Ausländerfeindlichkeit und Sparsamkeit die Verpflichtung der Bestqualifizierten erschweren mussten. Kam Pauli, von Natur aus eher respektlos und zu intellektueller Schärfe neigend, etwa bei solchen manchmal zähen Verhandlungen in den Ruf, er sei «arrogant» und «nicht assimilierbar»? Immerhin war es damals an der ETH noch nicht üblich, Assistenten für rein theoretische Forschung anzustellen.

In seinen Vorlesungen fanden sich um die 20 Hörer ein, meist höhere Semester; somit war Pauli durch Prüfungen gewiss nicht überlastet. Eine dankbare Veranstaltung war sodann das gemeinsame «Mittwochskolloquium» der Physikdozenten von ETH und Universität mit ihren Doktoranden und Kandidaten. In diesem kleinen Kreis konnte man sich von Mensch zu Mensch näher kommen – oder auch Antipathien aufbauen!

In den dreissiger Jahren war Zürich für die theoretische Physik durchaus nicht bloss «Provinz», sondern ein Zentrum. Die alle 2–3 Jahre gemeinsam mit Paul Scherrer veranstalteten «Zürcher physikalischen Vortragswochen» führten Fachkollegen aus aller Welt zusammen; die Forschung war damals noch keineswegs von den USA dominiert. (Durch die Vertreibung hervorragender Leute hatte freilich das Hitlerregime ab 1933 die Wende bereits eingeleitet.) Umgekehrt war es dank der günstigen Verkehrslage Zürichs einem Forscher möglich, jedes Wissenschaftszentrum Europas innert einer Tagesreise zu erreichen, etwa Niels Bohr in Kopenhagen, oder Werner Heisenberg in Leipzig. Zweimal weilte Pauli kürzere Zeit zu Konferenzen und Gastvorlesungen in den USA.

Bis anfangs 1938 hatte Pauli keine Veranlassung, sich um einen Ruf an eine andere Hochschule zu bemühen. Es gefiel ihm an der ETH

und in Zürich überhaupt; er schätzte das reiche kulturelle Angebot und die gepflegte Gastlichkeit. Wertvoll war für ihn namentlich die Bekanntschaft mit dem Psychologen Carl Gustav Jung und dessen Schüler Carl Arnold Meier, denn Pauli war nicht nur rationaler Wissenschaftler, sondern auch ein unbefangener Empiriker, der irrationale Phänomene wie z.B. die Synchronizität von Ereignissen akzeptieren konnte. (Die aus Traumerfahrungen gewonnene Idee einer «Hintergrundphysik» behielt er freilich für sich.) Nach dem Scheitern seiner ersten, übereilt geschlossenen Ehe geriet er in eine tiefe seelische Krise, aus der er sich mit Hilfe einer von Jung empfohlenen Analytikerin herausarbeitete. Darauf fand er in seiner zweiten Frau, Franziska («Franca») Bertram aus München, den nötigen familiären Rückhalt.

Nach der Annexion Österreichs durch Hitler stellte Pauli, damals noch in der Stadt Zürich wohnhaft, ein erstes Einbürgerungsgesuch. Es wurde «aus formellen Gründen» abgelehnt, denn die in Zürich vorgeschriebene Wohnsitzdauer von 12 Jahren war noch nicht erreicht. (Nach Bundesrecht waren 6 Jahre das Minimum, doch sind die Gemeinden befugt, diese Frist zu verlängern.) So wurde der gebürtige Wiener zum Staatsangehörigen des Grossdeutschen Reiches. Widerwillig beschaffte er sich einen deutschen Pass, um nicht als «staatenlos» zu gelten. Viel lieber wäre er aber Schweizer Bürger geworden. Quasi freiwillig ein Untertan Hitlers zu werden, muss ihm als aberwitziges Unding vorgekommen sein, denn sein Vater war Jude (wenn auch zum Katholizismus konvertiert) und hatte nach dem «Anschluss» aus Wien flüchten müssen wie auch schon die jüngere Schwester Hertha; er kam nach Zürich, wo sein Fachkollege Paul Karrer ihm beistand. Wolfgang Pauli jun. war selber zwar katholisch getauft (Taufpate war der grosse Physiker Ernst Mach gewesen), aber gemäss den Rassegesetzen des Hitlerreiches mindestens «Halbjude». Noch im gleichen Jahr 1938 verlegte er seinen Wohnsitz nach Zollikon, wo er sich ein Haus gekauft hatte. Im Hinblick darauf, dass er im folgenden Jahr seine 12 Jahre Wohnsitz abgeleistet hätte, stellte Pauli bereits im Dezember 1939 ein neues Einbürgerungsgesuch, direkt an die Polizeiabteilung in Bern, wo es ein halbes Jahr liegen blieb. Er muss indessen die ungünstige Stimmung gespürt haben und war vorsichtig genug, sich auf eine schlimme Wendung einzurichten, indem er Teile seines Vermögens nach den USA transferierte.

Pauli war immer noch formell deutscher Staatsbürger, als er im Mai 1940 aus Princeton die Einladung zu einer Gastprofessur für zwei Jahre erhielt. Beurlaubt wurde er von der ETH für vorläufig ein Semester. Am 31. Juli konnte er, nach spannungsvollen Verzögerungen infolge der Kriegseignisse, mit seiner Frau durch das unbesetzte Frankreich nach Lissabon ausreisen; am 24. August erreichte das Ehepaar Pauli New York. Die Einreise in die USA war nur darum möglich, weil dieses Land 1940 noch neutral war und weil Pauli von einer wissenschaftlichen Institution eingeladen worden war. Als Ende 1941 auch die USA in den Krieg hineingerieten, hatte Pauli sich bereits genügend Vertrauen erworben, um nicht als «feindlicher Ausländer» interniert zu werden. Innerhalb der USA galt er als «Austrian», aber ausreisen liessen ihn die Amerikaner nicht mehr, ausser man hätte ihm das Schweizer Bürgerrecht nachgeschickt. Der deutsche Pass war unterdessen ohnehin abgelaufen. Noch kurz vor seiner Abreise hatte Pauli den ablehnenden Bescheid auf sein Einbürgerungsgesuch erhalten und zwar von Heinrich Rothmund persönlich; und er muss auch noch (mindestens dem Inhalt nach) die nähere Begründung erfahren haben, um die der Schulratspräsident Rohn den Chef der Polizeiabteilung extra ersuchte und die mit Schreiben vom 16. Juli 1940 aus Bern nachgeliefert wurde. Und dieses Schreiben ist – selbst wenn man die vielbeschworene «besondere Situation jener schwierigen Jahre» in Betracht zieht – ein ernüchterndes Dokument der Befangenheit in eng nationalem Denken, wo man vor lauter ängstlichen Vorbehalten das Wesentliche völlig aus den Augen verlieren und der Mentalität des Nazismus gefährlich nahe kommen konnte.

Rothmund meinte, *es wäre ein schwerwiegender Fehler..., wenn wir die Einbürgerung von Ausländern ermöglichten, die sich unserer Wesensart und unserem Volkstum noch nicht völlig(!) angepasst haben.* Es scheine ihm klar, *dass bei einer ganz im Ausland vor sich gegangenen Formung einer Gelehrtenpersönlichkeit die Anpassung an schweizerisches Volkstum nur eine langsame und allmähliche sein kann, oder dann nur eine scheinbare, oberflächliche.* Wenn Prof. Pauli der politischen Entwicklung im Reich ablehnend gegenübersteht und sich der deutschen Staatsangehörigkeit ... zu entledigen wünscht, so macht ihn das noch nicht zum Schweizer. (Aber gerade darauf berufen wir uns doch so gerne, das Bollwerk der freien Demokratie gegen die Nazibarbarei gewesen zu sein. Ist es da so ausschlaggebend, dass man «schweizerisches Volkstum» – was immer das heissen mag – vor sich herum-

trägt?) Im Gelehrtenmilieu der ETH war Pauli wohl kaum dazu gekommen, sich die geläufige Beherrschung der alemannischen Mundart anzueignen. Im übrigen stützte Rothmund sich zur Hauptsache auf die in einem Zürcher Polizeirapport enthaltene «Charakterisierung» durch einen Kollegen der ETH; sie enthielt Hinweise auf Kontakte Paulis zu Emigranten, die zur extremen Linken gezählt wurden. Seine Schwester Hertha war in der Tat eine «Linke». (Dieselben Probleme hatte auch Thomas Mann in den USA.)

In jenem ersterwähnten Schreiben Rothmunds an Pauli von Anfang Juli war das alles verkürzt auf die Formel: *...weil Sie dem Erfordernis der Assimilation in der strengen Auslegung der geltenden Praxis nicht genügen.* – War Pauli zu empfindlich, wenn er diese Qualifikation so auffasste, dass nicht würdig sei, zu den Schweizern zu gehören, wer nicht als vollständig assimiliert gilt? Rothmund selbst hat sich ja bekanntlich schon 1938 gerühmt, *bis jetzt die Verjudung der Schweiz verhindert* zu haben; und in einem späteren Dokument, einem Schulratsprotokoll aus dem Jahre 1942, ist unverblümt davon die Rede, die Einbürgerung sei seinerzeit abgelehnt worden mit der Begründung, *Pauli sei ein nicht assimilierbarer Ostjude* – bei einem Abkömmling des bekanntermassen hochkultivierten grossbürgerlichen Wiener Judentums eine groteske Verdrehung!

Ein Teil der Kollegen und Präsident Rohn zeigten Verständnis für die besondere Situation Paulis als «Halbarier» (oder auch «Nichtarier», je nach Strenge der «geltenden Praxis»). Dennoch wurde die Einladung nach Princeton – indem man von den üblichen Karriere-mustern ausging – sozusagen als Anfang vom Ende eingeschätzt. Man rechnete damit, dass Pauli in den USA bleiben würde. In diesem Sinne hat auch Rothmund argumentiert: *...Dazu kommt, dass Sie beabsichtigen, wenn auch vielleicht nur für einige Zeit, Ihre Tätigkeit nach Amerika zu verlegen. Dadurch wird Ihre Verbundenheit mit unserem Lande eine weitere Lockerung erfahren.* – Indessen ging es ja dem Eingeladenen gar nicht um eine amerikanische Professur, sondern darum, für den Moment dem Machtbereich Hitlers zu entkommen. Angesichts der Reise-schwierigkeiten muss die Frage erlaubt sein, ob nicht Pauli vielleicht doch im Lande geblieben wäre, wenn er sich kraft eines Schweizer Bürgerrechts hätte sicher fühlen können – wie sein Freund und Kollege von der Universität, Gregor Wentzel, der anfangs 1940 eingebürgert worden war.

Im Dezember 1941 traten die USA in den Krieg ein; damit sass Pauli gewissermassen in der Falle. Er konnte beim besten Willen nicht fristgerecht in die Schweiz zurück, um seinen Lehrverpflichtungen nachzukommen, und ersuchte daher um Erstreckung des Urlaubs. Aus Sorge um das wissenschaftliche Niveau am Physikalischen Institut der ETH kam Paul Scherrer auf die unglückliche Idee, über den Schulratspräsidenten Rohn auf Pauli Druck auszuüben. Scherrer war nämlich daran, für die Atomforschung ein «Cyclotron» zu bauen und fürchtete, ohne den «erfahrenen Haustheoretiker» Pauli nicht weiterzukommen. Rohn schrieb denn auch an Pauli, man werde, falls er nicht zurückkehre, seine Stelle «Zur Besetzung» ausschreiben. Im Klartext: man drohte ihm die Entlassung an. Pauli legte ausführlich und überzeugend die Gründe dar, die seine Rückkehr verhinderten. Als ihm darauf trotzdem die Erstreckung des Urlaubs über den Herbst 1942 hinaus verweigert wurde, wehrte er sich umgehend und kündigte gerichtliche Schritte an. Ein Mitglied des Schulrates nannte diese Haltung «unanständig». Das Gutachten eines Hochschuljuristen (Prof. Liver) belastete Pauli: er sei selber schuld an seiner Staatenlosigkeit, indem er sie nämlich im Zeitpunkt seiner Abreise nach den USA bewusst in Kauf genommen habe. Immerhin wurde ihm zugebilligt, dass eine Entlassung nicht in Frage komme, sofern die verkehrstechnische Unmöglichkeit der Rückreise feststehe. Das Gutachten führte aber zur Schlussfolgerung, *...es könne ... einer Behörde niemals zugemutet werden, die Verlängerung desurlaubes auf Jahre hinaus zu wiederholen und dabei erhebliche Nachteile, welche mit der Stellvertretung verbunden sind, in Kauf zu nehmen.* Das ist theoretisch durchaus einsichtig und nachvollziehbar; nur wird dabei ein ganz entscheidender Umstand ignoriert: Es gab für Pauli gar keinen Ersatz. Der einzige Physiker in Europa, der seinem Niveau entsprach, war Werner Heisenberg, aber der lag ausserhalb unserer Reichweite. Und für die reinen Unterrichtsbedürfnisse stand als Stellvertreter Gregor Wentzel zur Verfügung. – Jene «Unzumutbarkeit» der längeren Beurlaubung Paulis wurde dann noch unterstrichen durch die Eingabe eines Studentenvertreters, der sich über die «situation difficile» in der theoretischen Physik beklagte. Tatsächlich waren aber nur wenige Studenten davon betroffen.

An der Sitzung des Schweizerischen Schulrates vom 19. September 1942 (man beachte: die Zeit der grössten Erfolge von Hitlers Wehr-

macht in Südrussland und Nordafrika) äusserten sich namentlich der Rektor (Prof. Saxer) und ein Politiker (Nationalrat Bärtschi, Bern), beide in dem Sinne, Pauli würde sein moralisches Ansehen verwirkt haben, wenn er erst nach Kriegsende in die Schweiz zurückkehre. Das heisst doch nichts anderes, als dass man seine Emigration als eine Art von Fahnenflucht auslegte. Nur stellt sich dann die Frage: von welcher Fahne? Die schweizerische hatte man ihm verweigert, und das Hakenkreuz war ihm doch gewiss nicht zuzumuten, es sei denn, man rechnete mit einem Endsieg Hitlers. Im September 1942 wollte sich an der ETH niemand mehr daran erinnern, dass man zwei Jahre zuvor noch Verständnis gehabt hatte für die Ausreise Paulis nach Amerika (*Pauli, Sie haben den besseren Teil erwählt* – man hatte ja selber Angst gehabt).

Die Voten im Schulrat verraten aber auch eine erschreckende Ahnungslosigkeit und Einsichtslosigkeit hinsichtlich der Kriegslage – als ob es keine U-Boote und keine britische Blockade gäbe und als ob die ETH Zürich die einzige Hochschule wäre, die des Krieges wegen zu personellen UmDispositionen gezwungen war. Pauli beklagte denn auch zu Recht die *provinzielle Ignoranz* der ETH-Behörden (und gestand doch im gleichen Brief an Gregor Wentzel, er habe *ausserdem eine gewisse Anhänglichkeit an das Scherrersche Institut*. – Es macht ganz den Anschein, dass er seinerseits die Kriegslage sehr ernst nahm und hinsichtlich der Schweiz besorgt war. In seinen Briefen nach Zürich während der Wintermonate taucht am Schluss wiederholt die Frage auf, ob man genug zum Heizen habe oder etwa frieren müsse.) – Es war dann Bundesrat Philipp Etter, als Chef des Departements des Innern der «oberste Schulherr» der ETH, der sich entschieden gegen die vom Schulrat ins Auge gefasste vorzeitige Pensionierung oder gar Entlassung aussprach. Daraufhin fasste der Schulrat am 18.12.1942 den vermeintlich salomonischen Beschluss, Pauli gleich bis zum Ablauf seiner Amtsdauer, d. h. bis 1948, zu beurlauben und dann nicht mehr wiederzuwählen. So sei man frei, die Stelle zu besetzen. Dieser Beschluss erfolgte in der Annahme, der Inhaber des Lehrstuhls für theoretische Physik werde ohnehin nicht mehr an die ETH zurückkehren. Pauli weigerte sich jedoch umgehend, diese Ausladung zu akzeptieren und wiederholte seinen festen Willen zur Rückkehr.

Aus der Perspektive der Behörden kam Wolfgang Pauli im Moment mit einem blauen Auge davon, während sein Kollege, der

Mathematiker Polya, der auch urlaubsweise in den USA weilte, aber einen Schweizerpass besass, kein Vorliegen «höherer Gewalt» geltend machen konnte und darum die Entlassung ausgesprochen erhielt und akzeptierte.

In Princeton wurde es 1942/43 immer ruhiger; statt Unterhaltungen pflegte Pauli die Korrespondenz. Die meisten Physiker liessen sich nämlich für das Projekt «Manhattan» engagieren und zogen nach Los Alamos. Pauli wurde (zu seiner Erleichterung) gar nie angefragt. Er war immer noch Ausländer mit unklarem Status, dazu wie Einstein eher pazifistisch orientiert. Dafür befasste er sich intensiv mit der Mesonentheorie. Nach Ablauf der zweijährigen Gastprofessur, finanziert durch die Rockefeller Foundation, wurde ihm ein weiteres, freilich reduziertes Stipendium bewilligt, das er mit Gastvorlesungen an verschiedenen Hochschulen (u. a. auch am berühmten Massachusetts Institute of Technology) aufbessern konnte, da er am «Princeton Institute» ja keine Lehrverpflichtungen hatte. Für sein Fortkommen war also gesorgt, und die «Ohrfeige» aus der Schweiz hatte keinerlei finanzielle Konsequenzen, aber Pauli fühlte sich mit Recht in seiner Ehre gekränkt, wenn man ihn für *moralisch nicht mehr tragbar hielt*, und darum wehrte er sich gegen die Beurlaubung bis 1948 und bestand grundsätzlich (nicht erst nach dem für ihn glücklichen Ausgang des Krieges) darauf, an die ETH zurückzukehren, sobald die Verhältnisse es zuliessen. – Bereits am 16. Mai 1945, also nur wenige Tage nach dem Kriegsende in Europa, telegraphierte er an den Schulratspräsidenten Rohn, er habe mit dem Schweizer Konsulat in New York wegen der Ausstellung von Reisepapieren Kontakt aufgenommen.

Wie hat man in Zürich auf diese Wendung der Dinge reagiert? Jener Beschluss vom 18. Dezember 1942 war ja von der irrigen Voraussetzung ausgegangen, Pauli hätte der ETH für alle Zeiten den Rücken gekehrt. In entwaffnender Offenheit erklärte der sehr konservative Nationalrat Bärtschi am 2. Juni 1945 im Schweizerischen Schulrat: *Es wäre allerdings ein ärgerliches Zwischenspiel, wenn Pauli zurückkäme*; und sein Nationalratskollege Heinrich Walther gab sich überzeugt, dass sich bei Pauli keine Hörer finden würden, eher Gegenmanifestanten. Kurz – man war gewillt, an dem harten Beschluss von Ende 1942 festzuhalten, obwohl sich alle Voraussetzungen gewandelt hatten. Von Einsicht keine Spur; man hätte ja zugeben müssen, dass es von Anfang an ein Fehlentscheid war. Wieder war es Bundesrat

Philipp Etter, der rundheraus erklärte, Pauli befinde sich im Recht und es dürfe ihm nichts in den Weg gelegt werden.

Der umstrittene Professor kam dann doch nicht so schnell zurück wie angekündigt, denn unterdessen lief ein Einbürgerungsverfahren in den USA, und das musste Pauli erst abwarten. Dann blieben auch noch gewichtige wissenschaftliche Aufgaben zu erfüllen, namentlich die Herausgabe einer Zusammenfassung von Forschungsergebnissen im Rahmen einer Festschrift für den dänischen Atomphysiker Niels Bohr, der im Oktober seinen sechzigsten Geburtstag feierte. – Zudem hatte das Jahr 1945 Pauli nicht bloss die *Befreiung von Furcht* gebracht (wie Roosevelt sich ausdrückte), sondern noch zwei grosse persönliche Ehrungen: er erhielt im Juli das Angebot einer festen Anstellung in Princeton als Nachfolger von Albert Einstein, und im November wurde ihm der Nobelpreis für Physik zugesprochen (für das schon Jahrzehnte zuvor entdeckte «Ausschlussprinzip» für die Elektronenbahnen im Atommodell).

In Zürich war man teils erleichtert, teils verwirrt. Einerseits schien es sehr gewiss, dass der als «nicht assimilierbar» Qualifizierte und schnöde Behandelte angesichts solcher Ehrungen drüben bleiben würde, aber dem standen zwei Dinge entgegen: erstens der (angebliche) Wille der Schulbehörde, in das Fach Physik wieder Ordnung zu bringen, und zweitens die erklärte Absicht Paulis, gemäss seinem gegebenen Wort nach Zürich zurückzukehren. Wie er das mitteilte (in einem Brief vom 14. Juli 1945 an seinen Kollegen und Freund Paul Scherrer), ist ein längeres Zitat wert: *Was finden Sie jetzt, Scherrer? Ich finde, ich reise nach Zürich. Was immer meine Entscheidungen dort sein werden, so steht fest, dass das, was man sich während der Hitlerkonjunktur in der Schweiz mit trüben Methoden gegen mich herausgenommen hat, mit Anstand gut gemacht werden wird, andernfalls werde ich der E.T.H. zur Einsicht verhelfen, dass sie für ihren moralischen Ruf in der Gemeinschaft aller Hochschulen wird besorgt sein müssen.* Das war freilich mehr bissig als höflich, aber es traf leider zu. Verlegenheit spricht darum aus der Vermutung des Schulratspräsidenten, *...dass Pauli danach trachten wird, an einer andern Hochschule unterzukommen, so dass wir jahrelang vergebens auf eine Ordnung der Lehrverhältnisse in der Physik gewartet haben...* und einige Wochen später: *Ich vereinbarte mit Prof. Scherrer, es sei wohl am besten, dass er in Beantwortung des vorerwähnten Briefes (14.7.45) Pauli mitteile, er möchte am besten drüben bleiben.*

In der Tat schrieb Scherrer an Pauli: ... *dass es keinen Sinn mehr hat, noch weitere zwei Semester hin und her zu diskutieren, ob Sie kommen oder nicht, und all die alten Spannungen, die bestanden haben, neu aufzuwühlen...* Hier spricht allzudeutlich das schlechte Gewissen, das am liebsten alles unter den Teppich kehren möchte. Vielleicht hat aber gerade auch dieses kaum verhüllte Eingeständnis dazu beigetragen, dass Pauli in der Folge unerwartet versöhnlich auftrat. Bereits im Februar 1946 kam aus New York die Nachricht, er erwäge, ... *trotz zweier bedeutender Berufungen in USA die Rückkehr an die ETH.* – Nach Princeton hatte auch die Columbia University in New York Pauli eine Professur offeriert.

Diese zweite Berufung hätte ihn noch mehr verlockt als Princeton, gestand er später einem Freund, aber schliesslich gewann Zürich die Oberhand (*a slight overweight in the balance to stay here*). Pauli fühlte sich doch zu sehr als Europäer, und er war neben aller Wissenschaftlichkeit genug Lebenskünstler, um die Vorzüge einer kleinen Grossstadt würdigen zu können. Hinter der «Persona» des kompromisslos kritischen Forschers («das Gewissen der Physik») steckte ein Wesen von hoher Sensibilität, dem es in Princeton zu langweilig und in New York zu hektisch war, ein Mensch, der ein feines Gespür hatte für Beziehungen und Zusammenhänge. Die Lebensqualität, die er an der Schweiz schätzte, beruht unter anderem auf der Sorgsamkeit in kleinen Dingen – gewiss keine Rechtfertigung von Engstirnigkeit, aber eine Mahnung zu Nachsicht.

So war Pauli, nachdem er sich einmal für Zürich entschlossen hatte, auch gewillt, jene Ressentiments ruhen zu lassen, die noch seinen bitterbösen Brief vom Juli 1945 bestimmt hatten. Eine Generalamnestie sozusagen. Der Schulratspräsident, der ihn im April 1946 erstmals wieder traf, war von dieser Wandlung beeindruckt: *Während er früher und auch während seines Aufenthalts in den USA oft arrogant war, war er nunmehr seltsam mild und bescheiden in seinem Auftreten, sodass unsere Unterhaltung einen ganz andern Verlauf nahm, als ich auf Grund unseres Briefwechsels der letzten Jahre vorausgesetzt hatte. ... Er bat mich, alle entstandenen Missverständnisse zu vergessen. Er habe immer unter dem Druck der Abweisung seines Einbürgerungsgesuches gelitten, da die Erklärung, er sei nicht assimilierbar, doch identisch sei mit einer Erklärung seiner Unwürdigkeit Schweizer zu werden.* – Zur Zufriedenheit aller nahm der zu Weltruhm gelangte Professor im Sommersemester 1946 seine Lehrtätigkeit an der ETH wieder auf.

Hier fühlte er sich zu Hause, trotz allem was geschehen war. Seinen engsten Mitarbeitern gegenüber konnte er freilich nicht verschweigen, wie sehr ihn das Verhalten seiner Abteilungskollegen und des Schulrates enttäuscht hatte.

Nachdem er Bürger der Weltmacht USA geworden war, hätte die leidige Frage der Einbürgerung in der Schweiz eigentlich kein grosses Gewicht mehr haben müssen, zumal nach dem Untergang des Hitlerreiches auch die persönliche Sicherheit nicht mehr gefährdet war. Indessen ging es Pauli wirklich um seine Ehre; er forderte seine Rehabilitation. Die war ja nun eigentlich «de facto» schon erfolgt, und die Einbürgerung wurde ihm von allen Instanzen in Aussicht gestellt. Indessen sollte es noch drei Jahre dauern, bis die Mühlen unseres so reich gegliederten Rechtsstaates auf allen Ebenen gewirkt hatten. Im August 1949 war es soweit. Neun Jahre hatte er da noch zu leben als Schweizer und Bürger von Zollikon. Der Grosse Brockhaus von 1983 vermerkt: *Pauli, Wolfgang, schweizerisch-amerikan. Physiker ..., gestorben in Zürich, 15.12.1958.*

Pauli starb, für alle Welt unerwartet früh, nach kurzer schwerer Krankheit genau an dem Tag, da ihm in ehrenvollem Zeremoniell die Max-Planck-Medaille hätte überreicht werden sollen. Die Laudatio, die auf dieses Ereignis hin gewiss schon bereit lag, musste nun unversehens in einen Nekrolog umformuliert werden. Und bei der Lektüre von Laudationen und Nekrologen ist Skepsis angesagt. Indessen besteht eine Chance für den Biographen darin, dass er solche Quellen nicht am Anfang, sondern erst am Ende seiner Recherchen einbezieht, nachdem er anhand zuverlässiger Zeugnisse aus dem Leben des Verstorbenen sich bereits in aller Unbefangenheit ein Bild hat machen können. Darum ergreift ihn echte Rührung, wenn er die von Verehrung und Dankbarkeit geprägten Nachrufe liest, die von Seiten der Kollegen, Schüler und Freunde am 20. Dezember 1958 in der Fraumünsterkirche vorgetragen wurden, und man staunt wieder darüber, wie in den Jahren des Zweiten Weltkrieges, der Hitlerzeit, eine solche Persönlichkeit so falsch eingeschätzt werden konnte (*nicht assimilierbarer Ostjude*). Adolf Guggenbühl, als Herausgeber der Zeitschrift «Schweizer Spiegel» gewiss ein unverdächtig Zeuge, kam zum Schluss, Pauli sei *ein Demokrat im tiefsten Grund seines Herzens* gewesen und in *einem geistigen Sinn wohl ein besserer Schweizer als mancher, der sein Bürgerrecht in die Wiege gelegt bekam.*

Quellen

- Dokumente und Katalog der Ausstellung «Wolfgang Pauli und die moderne Physik» im Frühjahr 2000 an der ETH in Zürich.
- Die Universität Zürich 1833–1933, Festgabe zur Jahrhundertfeier. Zürich 1938.
- Carl Ludwig. Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933. Bern 1966.
- Wolfgang Pauli: Das Gewissen der Physik. Hrsg. Charles Enz, Karl von Meyenn. Braunschweig 1988. (Sammelband zum 25. Todestag 1983).
- Wolfgang Pauli. Wissenschaftlicher Briefwechsel mit Bohr, Einstein, Heisenberg u.a., Band III, 1940–1949 (Sources in the History of Mathematics and Physical Sciences, Vol. 11), Hrsg. Karl von Meyenn. Springer, Berlin 1993.
- Der Pauli-Jung-Dialog und seine Bedeutung für die moderne Wissenschaft. Hrsg. H. Atmanspacher, H. Primas, E. Wertenschlag-Birkhäuser. Berlin 1995.
- Wolfgang Pauli und sein Wirken an der ETH Zürich. Aus den Dienstakten der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Hrsg. Charles P. Enz, Beat Glaus, Gerhard Oberkofler. vdf Hochschulverlag AG a. d. ETH Zürich 1997.
- Ernst P. Fischer. An den Grenzen des Denkens. Wolfgang Pauli – ein Nobelpreisträger über die Nachtseiten der Wissenschaft. Herder 2000.
- Wilfried Spinner, Trauerfeier für Wolfgang Pauli. Markus Fierz, Wolfgang Pauli zum Gedächtnis. NZZ Nr. 3871 und Nr. 3877 vom 22.12.1958.
- Charles P. Enz. Die «eine Welt». Zum 100. Geburtstag des Physikers Wolfgang Pauli. NZZ 26.4.2000.

Für mündliche Hinweise und Auskünfte dankt der Verfasser Herrn Prof. Armin Thellung.